Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 283. Bromberg, den 8. Dezember 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Neal.

(Urheberschutz für (Copyright by) Knorr & Hirth G. m. b. H., München.)

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Fünfzehntes Kapitel.

Im Arbeitskabinett erwartete Amalie Anna den Herzog.

Johann Georg war es zumute wie einem Menschen, der eben erwacht ist, der sich aber vor dem Augenblick der klaren Erinnerungen in einem Wirrsal von Traum und trüber Wirklichkeit kaum zurechtfindet.

Er warf Hut und Stock beiseite, ließ sich in einen Stuhl fallen und legte die Hand vor die Augen.

Die Prinzessin sah ihren Bruder mit aufrichtigem Mitleid an. „Du wirst es überwinden, Johann Georg."

Der Herzog nahm die Hand von den Augen und sprach abgespannt und müde: „Ich habe es hinter mich geworfen wie etwas Sündhaftes, Verbotenes. Nun brauche ich nur noch Zeit, um zu vergessen. Bei mir wird das allerdings nicht so geschwind gehen wie bei dir. Du hast dich ja überraschend schnell darüber hinweggesetzt, daß dir dieser Joachim von Erken durch die Lappen gegangen ist."

Amalie Anna verzog ein wenig den Mund, dann meinte sie leichthin: „Es war eben nicht der Richtige. Das erfährt man immer erst auf eine so wenig erfreuliche Weise. Damit muß man sich abfinden. Und außerdem gibt es ja Gott sei Dank noch mehr Männer."

„Gut für dich, daß du so leicht darüber wegkamst. Ich aber habe genug vom sogenannten Glück der Liebe."

Die beiden verharrten einen kleinen Augenblick in Schweigen.

Amalie Anna beobachtete ihren Bruder, ob wohl jetzt der geeignete Zeitpunkt für da war, was sie ihm zu sagen beabsichtigte. Nach kurzer Überlegung wagte sie es. „Johann Georg, du wirst jetzt einen neuen Adjutanten brauchen?"

„Das eilt nicht so."

„Ich hätte bereits einen für dich", meinte die Prinzessin und kraulte ihren Bruder schmeichelnd im Haar.

„Na schon gut. Ihr Frauen müßt immer ein bißchen protegieren", entgegnete er gutmütig. Wer ist es denn?"

Amalie Anna antwortete ganz so, als ob es die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre: „Oberleutnant von Wasil."

Der Herzog besann sich einen Augenblick. „Wasil? Von Wasil? Ach richtig." Ein mattes Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht. Er blinzelte Amalie Anna ironisch an: „Du willst ihn wohl ein bißchen entschädigen für die Unannehmlichkeiten, die du ihm bereitet hast? Schön. Ich werde ihm das Patent als Rittmeister ausstellen. Er soll sich dann bei mir melden."

Die Prinzessin tätschelte ihm die Wangen. „Es ist sehr lieb von dir, meinen Wünschen Rechnung zu tragen."

„Ja, wenn man euch Weibern den Willen tut, dann ist man lieb. Da ist eine wie die andere." Und ohne von Amalies Gegenwart weiter Notiz zu nehmen, brütete er vor sich hin.

Die Prinzessin entfernte sich mit einem leichten: „Guten Tag, Johann Georg."

Sie begab sich in ihren Salon und befahl sofort den Oberleutnant Wasil zu sich.

Es dauerte eine geraume Weile, bis man den Gesuchten bei seinem Bruder im Park fand.

Die beiden Brüder hatten, während Bettina und die Gräfin langsam im leuchtenden Sonnenschein zwischen phantastisch beschnittenen Taxuswänden hin und her wandelten, an einer abseits gelegenen Stelle voneinander Abschied genommen.

„Gregor, ich lasse dich nicht ganz ohne Sorge hier an diesem Hof zurück", sagte Joachim und blickte seinen Bruder nachdenklich an.

„Ich werde meine Sache schon gut machen", meinte Gregor mit dem unerschütterlichen Wagemut der Jugend.

„Davon bin ich überzeugt. Aber sei um Gotteswillen vorsichtig."

Gregor machte ein verschmitztes Gesicht. „Ich habe ja die Prinzessin als Beschützerin."

Erken zog die Stirne etwas kraus. „Gewiß kann sie dir nützen, aber sie bedeutet für dich auch eine Gefahr, wenn sie merken sollte, daß du sie nicht um ihrer selbst willen liebst."

„Wer sagt denn, daß ich das nicht tue?" Gregor lachte vergnügt auf.

Erken stimmte jetzt in seines Bruders Lachen ein. „Na, dann viel Glück", sagte er und klopfte Gregor auf die Schulter. „Und vergiß nie den eigentlichen Zweck deines Hierseins: immer zuerst Napoleons Verderben!"

„Tod und Schmach über ihn!" entgegnete Gregor, und es klang wie ein feierlicher Schwur.

Da hörte er seinen Namen rufen. Die beiden Brüder begaben sich zu Bettina und der Gräfin, wo ein Lakai auf Gregor wartete.

Bettina rief ihm schon von weitem zu: „Gregor soll sofort zur Prinzessin Amalie Anna kommen."

Gregor warf dem Bruder einen bedeutungsvollen Blick zu: „Meine Mission beginnt."

Nachdem er sich von Bettina und der Gräfin und mit einem vielsagenden Händedruck von Erken verabschiedet hatte, folgte er dem Lakai.

Die Prinzessin hatte in ihrer Ungeduld schon zweimal gefragt, wo Oberleutnant von Wasil so lange bleibe. Sie empfing ihn, als er in den Salon trat, etwas ungnädig. „Sie ließen lange auf sich warten. Wo steckten Sie denn?"

„Hoheit, verzeihen Sie, ich habe aber eben erst erfahren, daß gnädigste Prinzessin mich zu sprechen wünschen", antwortete er und in seinen Augen lag soviel lachende Fröhlichkeit, daß Amalie Annas Ärger und Unmut dahinschmolz wie Schnee vor der Sonne.

„Nun, was sagen Sie jetzt zu Ihrem Bruder? Er ist frei, ohne daß Sie für ihn füsiliert werden mußten", scherzte sie.

„Prinzessin, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meinen heißen Dank bezeugen soll."

Amalie Anna schaute Gregor ein bißchen verträumt an. „Das wird sich finden", sagte sie mit einer Betonung, die den Worten erst die rechte Bedeutung gab. „Jetzt melden Sie sich einmal beim Herzog. Er will Ihnen das Patent als Rittmeister ausstellen. Sie sollen nämlich auf meine Fürsprache hin sein Adjutant werden."

Wie wunderbar das alles klappte! Das erleichterte ihm seine Ausgabe bedeutend, überlegte er zwischen zwei Pulsschlägen. Gleichzeitig erfüllte ihn eine lebhafte Dankbarkeit für die Prinzessin. „Hoheit hatten die große Gnade ... mich dem Herzog ..."

Beinahe ungestüm, getrieben von seinem Temperament, erfaßte er die Hand der Prinzessin, drückte sie an seine Brust, dann küßte er sie lange, sehr lange, ohne daß Amalie Anna etwas anderes tat, als beglückt lächeln.

„Gnädigste Prinzessin, könnte ich Ihnen doch meine tiefgefühlte Ergebenheit irgendwie beweisen", flüsterte er, wie trunken von ihrer Nähe.

Amalie Anna lächelte. „Gehen Sie jetzt zum Herzog."

„Wie Sie befehlen!" Und mit flammendem Pathos: „Mein Leben der Prinzessin Amalie!"

Und fort war er.

Amalie Anna schloß einen Augenblick wie betäubt die Augen. Dann sank sie komisch aufseufzend auf die Ottomane. „Ich komme aus der Familie nicht heraus."

*

Der Tag ging zur Neige. Langsam verschwand die Sonne hinter der Zitadelle und entfachte am westlichen Horizont eine wie geschmolzenes Metall glühende Feuerlohe, die allmählich an den Rändern in ein lichtes Orange abblaßte.

Die Schatten wuchsen und breiteten sich über die Landschaft wie die dunklen Flügel eines Vogels. Manchmal ging fast geisterhaft, ein leiser, schnell verhauchter Windstoß durch die von der Sonne brennenden Baumwipfel. Irgendwo in den Ästen zirpte schlaftrunken ein Fink.

Über die Holzbrücke vor der Stadt, die das rötlich schimmernde Wasser der Iser überquerte, fuhr um diese Stunde eine vierspännige Postkutsche. Der Postillon blies ein lustiges Stücklein auf seinem Horn in den stillen Abend.

Im Wagen saßen, eng aneinander geschmiegt, Bettina und Joachim. Vor einer Stunde hatte sie Pater Benedictus in der kleinen Klosterkirche in aller Stille getraut. Nur die Prinzessin, Wasil und die Gräfin waren anwesend.

Stumm und in sich versunken, wandten sie ihre Blicke zurück auf das im goldenen Licht der scheidenden Sonne liegende Städtchen, in dem sie so viel Unglück und doch wieder so viel Glück erlebt hatten.

Bettina legte ihren Kopf an Erkens Schulter und hielt seine Hand in der ihren. „Ist es nicht wie ein Wunder, daß wir jetzt vereint hineinfahren in ein neues Leben?" sagte sie leise. „Daß uns heute wieder die Sonne scheint, wo uns gestern noch finstere Wolken drohten, wo wir beide einen Weg gehen zu müssen schienen, der uns ins Dunkel geführt hätte?"

Erken zog sie an sich und schaute voll inniger Liebe in ihr von einem Schutenhut lieblich umrahmtes, noch immer etwas blasses Gesicht. „Wir wollen alles das Böse hinter uns lassen wie einen schrecklichen Traum."

„Ich meine, man muß einmal sehr unglücklich gewesen sein, um wirklich glücklich sein zu können", meinte sie, versonnen vor sich hinschauend.

Und der Postillion blies ein neues, fröhliches Liedlein zum langsam verglimmenden Himmel empor, an dem schon die ersten Sterne auffunkelten, und es fand freudigen Widerhall im Herzen zweier glücklicher Menschen.

— Ende. —

Weiße Frauen auf morgenländischen Thronen.

Von **Franz Schombach.**

Beträchtliches Aufsehen erregte kürzlich die feierliche Krönung einer weißhäutigen, hellblonden schottischen Witwe zur Sultanin von Johor. Sir Ibrahim, der glückliche Ehemann — er ist es übrigens seit etwas mehr als einem Jahre, ohne jedoch bis dahin die formgerechte Inthronisation der Auserkorenen veranlaßt zu haben —, soll der fortgeschrittenste Monarch und außerdem einer der reichsten Männer von Malaya sein. Da man den Schotten besonders viel Sinn für die greifbaren Güter dieser Welt nachsagt, so darf man der neugebackenen Sultanin zu der Wahl ihres Herzens trotz des Unterschiedes in der Hautfarbe Glück wünschen.

Die mutige Schottin ist allerdings nicht ohne Vorgängerinnen. Vor wenigen Jahren reichte eine hübsche Französin, Verkäuferin in einer Konditorei, ihre wohlgeformte Hand dem indischen Potentaten Aga Khan zum Lebensbunde, ohne allerdings damit auch die Bürden einer Landesmutter übernehmen zu müssen. Dieser Weise aus dem Morgenlande hat nämlich den Geschmack, das neblige Albion seinem sonnenfroben Reiche vorzuziehen, und seine Tätigkeit als Staatsoberhaupt beschränkt er darauf, in regelmäßigen Zeitabständen sein recht erhebliches Gewicht feststellen zu lassen, damit seine getreuen Untertanen wissen — nicht, wie es ihm gesundheitlich geht, sondern —, welche Summe sie für seinen Lebensunterhalt zu zahlen haben. Das ist natürlich nicht wenig.

Viel Mut hat die Amerikanerin Nancy Miller bewiesen, als sie den ehemaligen Maharadscha von Indor heiratete, der durch seine Gewalttätigkeit in Herzensdingen in einem schlimmen Rufe steht. Ließ er doch einst eine vor ihm flüchtende Bajadere verstümmeln und ihren Beschützer ermorden, eine Untat, die ihn den Thron kostete.

Aber was will der Mut aller dieser Frauen besagen, wenn man sie mit Lady Hester Stanhope vergleicht, der Nichte des jüngeren Pitt? Dem Ehrgeiz dieser schönen und klugen Frau genügte es zunächst, als sie den Haushalt ihres Oheims, des Erstministers, leiten und an seinem Tische das große Wort führen durfte. Dann aber starb der Staatsmann. Seine Nichte erhielt nun zwar die recht ansehnliche Jahresrente von 25 000 Mark, dachte jedoch nicht daran, sie in Geruhsamkeit zu verzehren, sondern gründete im Jahre 1810 ein Reich am — Libanon. Die freiheitsliebenden Drusen, die in unseren Tagen den Franzosen so hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt haben, ließen sich von dieser dämonischen Engländerin geradezu als Sklaven behandeln. Als Ibrahim Pascha, der mächtige Khedive von Ägypten, in Syrien einzufallen sich anschickte, versäumte er nicht, sich zuvor der Neutralität jener Frau zu versichern. Sie rauchte die Wasserpfeife, verprügelte ihre Leute so ausgiebig wie ein römischer Sklavenhalter auf der Galeere und konnte dreizehn Stunden hintereinander reden, so daß alle außer ihrem Leibarzt erschöpft zusammensanken. Der soll sich nur dank einiger Chemikalien aufrecht erhalten haben. Als Lady Hester starb, atmeten die unterjochten Drusen erleichtert auf und versäumten nicht, den Palast der Verblichenen gründlichst auszuplündern.

Englischen Geblütes ist auch die Rani von Sarawak. Doch ist sie in der glücklichen Lage, ihren Thron mit einem Landsmanne zu teilen. Sir James Brooke hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts den burmesischen Krieg mitgemacht, auf einer Reise nach China die indische Inselwelt kennen gelernt und war nun mit einem wohlausgerüsteten Schiffe auf Abenteuer ausgezogen. Mit seinen 24 Mann griff er in einen Kampf zwischen dem Radscha Muda Hassim und einer Anzahl von Dyak-Stämmen ein, mit dem Erfolge, daß man den hilfreichen Briten zum Radscha von Sarawak krönte. Er war gleichzeitig ein guter Kriegs- und Geschäftsmann, so daß er sein Reich auf Kind und Kindeskind vererben konnte.

Einen morgenländischen Thron wird bekanntlich auch die Tochter des letzten türkischen Kalifen besteigen, der noch heute als Beherrscher von 300 Millionen Mohammedanern sein Zepter schwingt. Die schöne, schlanke Prinzessin Durat Schehwar, in deren Adern ja kein Tropfen osmanischen Blutes fließt, die übrigens auch deutsch spricht, wird die Thronerbin des Nizams von Haiderabad werden, des reichsten Mannes der Welt. Dieser Nabob, in dessen Schatzkammern 100 Millionen in Goldbarren ruhen sollen, ist in ganz Indien als Geizhals verschrien: Er hat nämlich nur eine einzige Frau, und jammernd betont er bei jeder Gelegenheit, er könne nur diese eine ernähren; die Zeiten seien so schlecht geworden, er sei längst nicht so reich wie sein

Vater, der sich einst 500 Frauen halten konnte. Nur gegen den Schwiegervater seines Sohnes ist der Nizam von Haiderabad nicht kleinlich. Vielmehr hat er die monatliche Apanage des alten Herrn auf 8000 Mark erhöht und ihm jetzt 800 000 Mark in bar sowie vier Millionen Mark in Juwelen geschenkt. Wer möchte da nicht Schwiegervater sein?

Träume auf Bestellung.

Interessante Versuche auf dem Gebiet des Unterbewußtseins.

Von H. S. Auerbach.

Eins der am wenigsten erforschten Gebiete der Psychophysiologie, dieser eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten entdeckten und zu Bedeutung gelangten Wissenschaft, ist das Reich der Träume. Es liegt in der Natur der Sache begründet, daß ein Studium dieser so schwer faßbaren Erscheinungen besonders schwierig war, und darauf dürfte es auch zurückzuführen sein, daß man erst spät das Problem vom wissenschaftlichen Standpunkte angepackt hat. Letzthin wurde indes der Frage größere Aufmerksamkeit gewidmet. Vor allem auf empirischem Wege suchte man dem Wesen des Traumes näher zu kommen. Besondere Beachtung verdienen eine Reihe praktischer Versuche, die der amerikanische Psychologe Davis B. Klein an der Universität von Texas kürzlich durchführte und die unser Wissen von der Natur der Träume wesentlich gefördert haben.

Das Hauptverdienst Kleins hierbei liegt, wie er selbst meint, in der Entdeckung der für derartige Versuche geeignetsten Methode. Man bediente sich nämlich des auf dem Wege der Suggestion erzielten hypnotischen Schlafes, was den besonderen Vorteil bot, daß die Versuchspersonen veranlaßt werden konnten, ihre etwaigen Träume sofort auf Befehl zu erzählen. Diese Berichte wurden stenographisch aufgenommen und konnten später in Muße studiert, analysiert und mit den Erinnerungen des aus der Hypnose Erwachten verglichen werden.

Zur Auslösung der Träume genügt schon ein einfacher Reiz, wie Kneifen des Schlafenden, Berühren seiner Hand mit einem kalten Gegenstand, Zuführung bestimmter Gerüche oder Geräusche. Ist dem Betreffenden vorher aufgetragen worden, über einen etwaigen Traum zu berichten, so beginnt er hiermit in der Regel bald nach Eintreten des Reizes. Mittels einer Stoppuhr läßt sich dann auf einfache Weise die Dauer des Traumes messen, indem man diese mit Auslösung des Reizes in Gang setzt und anhält, sobald der Schlafende den eben gehabten Traum zu erzählen beginnt.

Es ist eine wohl jedem bekannte Erscheinung, daß ein Traum in genau gleicher Form häufig mehrere Nächte nacheinander auftritt; oft liegen sogar kürzere oder längere Zeiträume dazwischen. Man darf annehmen, daß in solchen Fällen auch der auslösende Reiz stets der gleiche war. Dafür sprechen wenigstens die Versuche, die man an denselben Versuchspersonen vornahm, denen wiederholt, nachdem sie in Schlaf versenkt waren, der gleiche Reiz zugefügt wurde.

Der gleiche Reiz löst übrigens bei verschiedenen Personen keineswegs den gleichen Traum aus, da dieser ja eng mit dem früheren Erleben des Betreffenden verknüpft ist. Dies beweist folgende Versuchsreihe, bei der vier Studenten leicht mit einem Wattebausch über die Hand gestrichen wurde. Während der Erste träumte, er läge im Krankenhause im Bett, seine Braut säße neben ihm und streichelte zärtlich seine Rechte, träumte der Zweite, wesentlich weniger poetisch, seine Hand werde von einer Kuh beleckt. Bei dem Dritten rieb sich ein großer Pudel an der Hand, während der letzte im Traum mit einer Angorakatze spielte. Das Gleiche gilt von akustischen Reizen. Das Summen einer Stimmgabel löste bei einem die Vorstellung vom Dröhnen eines Flugzeugmotors aus, ein anderer glaubte im U-Boot zu sein und einen bestimmten Signalapparat zu hören, ein dritter endlich sah eine Hand, die einen Silberdollar die Straße entlang rollte.

Nun können natürlich verschiedene Reize auch gleichzeitig auftreten; die dadurch ausgelösten Träume sind dann besonders phantastisch. Der Student, der bei der Zufügung eines Nadelstiches von der schwarzen Ratte träumte, pflegte, wenn man ihn Kreosot riechen ließ, stets in dem dadurch ausgelösten Traume im Krankenhause zu liegen. Wurden aber beide Reize gleichzeitig auf ihn ausgeübt, so träumte er stets von einem bebrillten Arzt mit langen Fingernägeln, in schwarzem Rock, der ihm eine Schnittwunde an der Hand nähte

Was die Dauer der Träume anlangt, so wurde bei den Versuchen an der Universität von Texas bei 84 Experimenten eine mittlere Dauer von 30 Sekunden gefunden. Der kürzeste Traum währt nur fünf, der längste dagegen neunzig Sekunden. Diese Zahlen sind natürlich angesichts der geringen Anzahl der vorgenommenen Versuche noch keineswegs als endgültig anzusehen. Dabei ist auch das Verhältnis zwischen der Dauer des Traumes selbst und der Zeit, die der gleiche Vorgang im wirklichen Leben beanspruchen würde, von Interesse. So wurde z. B. einem in Schlaf versenkten Studenten das Wort Hilfe! zugerufen. Alsbald begann er mit dem Bericht seines Traumes: Er fuhr in einem Kraftwagen mit einem Begleiter auf der Landstraße nahe seiner Wohnung. Plötzlich ertönten Hilferufe, er hielt den Wagen an, und beide lauschten. Dann bemerkten sie einen umgestürzten Kraftwagen an der Straßenseite, aus dem ein Mann mühsam heraus kroch. Der Verunglückte berichtete, er selbst sei nicht verletzt, es läge aber noch jemand unter dem Wagen. Alle drei richteten jetzt das umgestürzte Auto wieder auf und fanden darunter eine schwerverletzte Frau, die dann in den Wagen des Studenten getragen und zum nächsten Krankenhaus gefahren wurde. Hätten sich diese Vorgänge im wirklichen Leben ereignet, würden sie doch zum mindesten eine ganze Reihe von Minuten in Anspruch genommen haben; im Traume dauerten sie — die Stoppuhr wies es einwandfrei nach — genau 20 Sekunden.

Viel umstritten war bisher die Frage, ob jemand träumen könne, ohne sich dessen nach dem Erwachen zu erinnern. Dies muß zweifellos bejaht werden. Der Umstand, daß man am andern Morgen glaubt, traumlos geschlafen zu haben, besagt keineswegs, daß dies auch wirklich der Fall war. Jener mehrfach erwähnte Student, der im hypnotischen Schlafe auf den Nadelstich hin stets gleichmäßig von der schwarzen Ratte berichtete, hatte nicht die leiseste Erinnerung an diesen Traum, sobald er aus dem Schlafe erweckt war. Derselbe behauptete aber auch, in den letzten vier oder fünf Jahren überhaupt niemals geträumt zu haben.

Das dritte Leben.

Eine Geschichte ohne Pointe

von Lilly Baronin von Gualtieri.

Arnold Böcklin hatte einmal Gottfried Keller abgeholt und mit ihm einen der kleinen Spaziergänge gemacht, die sie beide liebten und die allemal in einem vertrauten Weinhaus endeten. Jetzt saßen sie schweigsam einander gegenüber, freuten sich des edlen Weins, der schweren Zigarren und der stillen Zweisamkeit. Plötzlich sagte Böcklin und griff damit ein Thema auf, das sie auf ihrem Spaziergang schon kurz erörtert hatten: „Schließlich erlebt jeder einmal irgendeine rätselhafte Geschichte, von der er fühlt, daß sie einen tiefen Sinn haben könnte, die er aber mit dem besten Willen nicht enträtseln kann.“

Gottfried Keller sah nachdenklich dem Rauch seiner Zigarre nach, dann sagte er nach einer langen Pause: „Also dann los!“ Und nun erzählte Böcklin von jener Zeit, da er in Paris die beiden Revolutionen von 1848 miterlebt hatte. Aber er streifte nur flüchtig die wunderlichen Erlebnisse der Februar-Revolution, von denen er sonst gern neuen Bekannten bei einem Glase Wein erzählte. Er sprang gleich hinüber zu den furchtbaren Eindrücken der Juni-Revolution, sprach von den Gefangenentransporten, die an seinem Fenster vorbei dem Tod des Erschießens oder der Enthauptung entgegengeführt wurden, und von den guten Freunden, die noch gestern mit ihm zusammen in der Aktklasse gearbeitet hatten und die jetzt in den Trupps an ihm vorbei in den Tod geschleppt wurden. Und dann fuhr Böcklin fort, das Entsetzlichste von allem aber sei für ihn das folgende Erlebnis gewesen:

Er sei in der Aufregung seines Herzens aus seiner engen Wohnung auf die Straße hinausgestürzt. Mehr als einmal mußte er vor den Kugeln, die durch die Straßen fegten, in einen Hausflur flüchten. Als er das wieder einmal tat, geriet er zu seiner Überraschung in das Treppenhaus seiner eigenen Wohnung und fand dort einen anderen Flüchtigen, der sich völlig zusammengesunken in einen Winkel gedrückt hatte und vor Hunger wimmerte. Er versuchte den Mann aufzurichten, schleppte ihn in seine Bude hinauf, teilte mit ihm das letzte Brot, flößte ihm den Rest einer Flasche Wein ein. Als der Mann wieder so leidlich zu Kräften gekommen war und seinen Lebensretter pries, ergab sich das Wunderbare, daß Böcklin schon einmal sein Retter gewesen war; er hatte im Herbst 1847 den kraftlos Versinkenden aus dem Genfer See gezogen und ihn mit vieler Mühe wieder zum Leben erweckt."

Böcklin schwieg. Gottfried Keller sah ihn fragend an, als erwarte er eine Fortsetzung. Endlich sagte der Maler, so oft er sich dieses Erlebnisses erinnere, steige in ihm nicht etwa das Gefühl einer Freude auf, daß er zweimal einem Menschen das Leben habe retten können, sondern so etwas wie ein Grauen: dieser Mensch könnte ihm eines Tages noch ein drittes Mal in den Weg treten und noch einmal ein drittes Leben von ihm fordern. Ihm sei immer, als stecke hinter dieser Geschichte so etwas wie ein tiefes und unheimliches Geheimnis.

Gottfried Keller zog schweigend dichte Rauchwolken aus seiner Zigarre. Dann sagte er: „Das ist eine richtige Geschichte ohne Pointe. Und sie haben immer etwas Unheimliches, weil ihnen der Kopf fehlt. Es ist, als wenn einem am hellen, lichten Tage ein Gespenst auf der Promenade begegnet."

Dann saßen die Zwei und tranken, aber sie sprachen kein Wort mehr.

Nur ein Hund und eine Katze.

Eine Katze, die Millionärin war, und ein Terrier, der etwas von Musik verstand.

Zwei der berühmtesten Tiere sind soeben gestorben: die Angorakatze Mitzi der Miß Maud Cain und der Foxterrier des großen Musikers Fritz Kreisler. Sie haben beide eine besondere Rolle gespielt für sich und vor allem aber in ihren Beziehungen zu den Menschen, die sich ihre Herren nannten.

Erzählen wir erst einmal von der Katze, die die reichste der Welt gewesen ist, und die in Kalifornien in San Gabriel an gebrochenem Herzen gestorben ist! Ihr Herz brach vor Trauer wegen des Todes ihrer Herrin, der Miß Maud Cain, die vor knapp einem Monat das Zeitliche segnete. Mitzi hat offenbar auch das Testament nicht verstanden, das man in ihrer Gegenwart eröffnete und verlas und aus dem hervorging, daß Mitzi von der Miß Maud Cain das große luxuriöse Haus im Werte von 100 000 Dollar erbte und außerdem einen Unterhaltsfonds von 80 000 Dollar zugeschrieben erhielt. Ferner enthielt dieses Testament besondere Bestimmungen, die sich darauf bezogen, daß Mitzi nicht nur stets auf das allerbeste behandelt werden müsse, sondern auch Anspruch auf eine eigene Gouvernante habe. Man hat Mitzi auf alle Arten und Weisen zu trösten versucht. Die Angorakatze blieb nach dem Ableben der Miß Maud tief traurig und verweigerte die Aufnahme jeder Nahrung. Eines Morgens war sie tot. Gefühlvolle Menschen sagen, ihr Herz sei gebrochen. Der Tierarzt meinte, es handelte sich um Unterernährung. Man wird ihr vermutlich einen großen Grabstein setzen und dann aber hoffentlich die noch übrigbleibenden Gelder nützlicheren Zwecken zuführen . .

Fritz Kreisler erfuhr in Detroit, daß sein Foxterrier erkrankt sei. Er ließ alles stehen und liegen und eilte mit dem Flugzeug nach Newyork zurück. Dort kam er gerade noch zurecht, um dem Begräbnis seines vielgeliebten Hundes beizuwohnen, der zwei Stunden vorher verschieden war. Dann riefen ihn die Pflichten nach Montreal, wo er am gleichen Abend noch ein Konzert geben mußte. Man hatte in Montreal längst von dem Tode seines Hundes gehört und so bereitete man Kreisler inmitten der Beifallsstürme für seine Kunst Trauerkundgebungen zum Ableben seines Terriers. In engerem Freundeskreise erzählte Kreisler am gleichen Abend einiges aus dem Leben seines Terriers.

„Er war der einzige Hund, der etwas vom Violinspielen verstand. Er konnte wirklich Musik hören und guter Musik lauschen. Stundenlang horchte er mir zu und beobachtete mich und mein Spiel bis zum Letzten. Auch sonst war er eine Zigeunernatur, die ein wenig an Bohême erinnerte. Jetzt, wo er tot ist, kann ich es ja sagen: Wenn er einmal entwischen konnte, dann ging er auf den Bummel und kam nie wieder, ohne einen herumstrolchenden herrenlosen Hund als Gast mit nach Hause zu bringen. In meinem Terrier habe ich meinen besten Freund verloren!"

Bunte Chronik

* **Ein Ur-Wal entdeckt.** Eine russische Expedition, die vor wenigen Monaten den Norden Sibiriens durchforschte, stieß auf der Halbinsel Jamal auf einen noch gut erhaltenen Wal, der in dem ewigen Eise eingebettet zwei Meter tief unter der Oberfläche ruhte. Die eigentlichen Entdecker des Tieres sind allerdings Samojeden, die bereits zwei Jahre vorher auf den Wal gestoßen waren und den Körper nicht unerheblich beschädigt hatten. Da der die Expedition begleitende Arzt Dr. Schubinski an verschiedenen Merkmalen erkannte, daß man hier keinen gewöhnlichen Wal vor sich hatte, schnitt er gleichfalls Teile der Haut sowie Fleisch- und Fettstücke heraus, die er dem Laboratorium des Zoologischen Museums in Moskau zur Untersuchung einsandte. Hier wurde dann festgestellt, daß Schubinskis Vermutung das Richtige getroffen hatte. Der Wal stammt in der Tat aus vorgeschichtlicher Zeit. Er muß vor vielleicht schon Millionen Jahren irgendwie im ewigen Eise festgefroren und auf diese Weise guterhalten auf unsere Zeit gekommen sein. Jedenfalls dürfte man in diesem Fund den ältesten Angehörigen der Familie der Wale vor sich haben.

Lustige Rundschau

Die Feinschmecker.

„Was, Sie mit Ihrem schmächtigen Wuchs sind Tierbändiger?"

„Das ist eben das Geheimnis meines Erfolges. Die Löwen warten, bis ich dicker geworden bin!"

*

* **à conto-Zahlung.** „Ob ich von dem Gelde, das ich Ihnen geliehen habe, je einen Pfennig wiedersehe?"

„Hier ist er!"

*

* **Beim Dorfbader.** „Warum schreien Sie denn so, Mann — ich habe ja den Zahn noch gar nicht angerührt!"

„Nein, aber Sie stehen auf meinem Hühnerauge!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.